

durch die Darstellung von Monopolkapital und Neofaschismus“ (97 f.). Als besonders charakteristisch für das sowjetische Geschichtsbild kennzeichnet der Verfasser dabei die „Polarisierung“: „Bekanntlich hat ‚gemäßigt‘ im Osten einen fast entgegengesetzten Stellenwert als im Westen, der gemäßigten Partei gilt nie die Sympathie“ (98). Mit ähnlicher Diktion behandelt der Autor den Niederschlag des „Kalten Krieges“ gegen die Sowjetunion in den Lehrbüchern. Er beobachtet eine zunehmende „Brutalisierung des Bildes vom Gegner“ (99), vermerkt aber dazu, „daß der Grund für diese Aggression nie in einer Nationaleigenschaft der Deutschen gesehen wird, sondern stets in der Politik der herrschenden Klasse“ (102). Abgesehen von den Schwächen des Kommentars ist die Edition nützlich als Gegengewicht zur Ostkunde-Propaganda in der westdeutschen Schulbuchliteratur.

Wolfgang Lumb (Berlin/West)

Soziale Bewegung und Politik

Fischer, Ernst: Das Ende einer Illusion. Erinnerungen 1945—1955. Verlag Fritz Molden, Wien 1973 (400 S., Ln., 32.— DM).

Im Nachwort zu diesem zweiten Erinnerungsbuch Ernst Fischers berichtet Franz Marek, Fischer, von seinen Freunden gedrängt, die 1969 erschienene Autobiographie „Erinnerungen und Reflektionen“ (vgl. die Rezension in Das Argument 61, 12. Jg. 1970) fortzusetzen, habe abgewinkt. Bis zur Heimkehr nach Wien im April 1945 habe er die Geschichte seines Lebens geschrieben, eine Fortsetzung müsse notwendig zu einer Geschichte der Zweiten Republik werden. Was nun posthum vorliegt — Ernst Fischer ist am 31. Juli 1972 gestorben — ist das Fragment einer solchen Geschichte: Materialien, durchsetzt mit stark emotionellen Passagen, in denen Persönliches und Politisches unorganisch zusammenfließt. Ohne die straffende und ordnende Hand des Autors fehlt dem Buch die Geschlossenheit eines literarischen oder politischen Zeugnisses.

Ausgangspunkt und Abschluß der kritischen Betrachtungen ist der Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die CSSR. „Der 21. August 1968 war das Ende einer Illusion, daß der Staat, der aus der Oktoberrevolution hervorging, den Sozialismus garantiert“ (18). Neu ist weder das Klagegedicht über die Fehlentwicklung der SU und der KPÖ noch das Preislied auf den „skeptischen Intellektuellen“ (359), neu ist allerdings, daß Ernst Fischer in diesen Aufzeichnungen den Leser wissen läßt, daß in seiner Rückerinnerung „der innere Zwiespalt der kommunistischen Bewegung“ schon im November 1945

„zur Sprache kam“ (148). Der „Zwiespalt“ zwischen Zwecken und Mitteln habe „monolithisches Denken, kritiklose Disziplin, unbedingten Gehorsam“ zur Folge gehabt. Wer Fischers Schriften und Fischers politische Praxis kennt, weiß, daß er diese Einsicht in seiner Lebensgeschichte um zwanzig Jahre zurückdatiert hat.

1945 sei die Zentralfrage gewesen, ob Österreich „ein neues, ein demokratisches Österreich sein“ werde. Leider gibt dieses Buch keine ausgewogene Antwort auf die Frage, warum die „Zentralfrage“ ungelöst geblieben ist. Allein an dem „Zwiespalt“ der Kommunisten kann es nicht gelegen sein. Schließlich gab es ja auch den Kalten Krieg. Als sein Ergebnis seien aus der „Verschränkung von Macht mit Angst“ die beiden Supermächte entstanden. Beide gleicherweise. „Angst gegen Angst, Macht gegen Macht“ (195).

Dieses Motiv, ebenfalls nicht neu, führt zu dem fatalen Schluß, schuld sei letztlich gar nicht Stalin, sondern Lenin. „In Frage gestellt ist die Partei, wie Lenin sie geformt hat, gegen die Bedenken der Rosa Luxemburg, die monolithische, den unbedingten Führungsanspruch erhebende Partei. Es geht also nicht nur um den monströsen ‚Stalinismus‘, sondern um die politisch-organisatorische Konstruktion, deren Ergebnis er war“ (349). Thesenhaft formuliert: „Macht und ihr Mißbrauch sind nahezu identisch“ (343). Wir nähern uns dem Anarchismus. Mit dieser Schlußfolgerung wird auch berechtigte Kritik an Unduldsamkeit und Kadavergehorsam unwirksam.

Zieht man Zeitungsausschnitte, Artikelwiedergaben, Statistiken, kurz: ungeformten Rohstoff ab, so bleiben einige vortreffliche Portraits, so die von Renner, Körner, Marek, der Mutter, der Tochter; von Lou, der Geliebten und Gattin. Hier ist der Schriftsteller am Werk. Der Versuch, das Anti-Tito-Stück „Der große Verrat“ zu entschuldigen, bleibt Rhetorik: „Nicht Tito, sondern Stalin hat ihn befangen“ (276).

Ein einziger Abschnitt des Buches ist echte autobiographisch belegte Information: der Inside-Bericht über die sogenannte Figl-Fischerei. Im Sommer 1947 erregte die von dem ehemaligen Außenminister Dr. Gruber lancierte Enthüllung von Geheimgesprächen Ernst Fischers mit Raab und Figl, führenden Männern der Volkspartei, die politisch interessierte Öffentlichkeit. Das Verhältnis Österreichs zur SU war der Gegenstand. Ernst Fischer erzählt den Hergang ausführlich, bisher unbekannt Einzelheiten kommen ans Licht. Der Kern der Darstellung ist entwaffnende Selbstkritik. Ernst Fischer hat in diesen Gesprächen, ohne dazu auch nur im geringsten autorisiert gewesen zu sein, die Rolle des Königsmachers gespielt und die Zusammensetzung einer neuen, der SU genehmen Regierung vorgeschlagen. „Eine unverzeihliche Dummheit“, wie der Rückerinnerer zugibt (224). Mit sympathischer Offenheit charakterisiert der Autor seine damalige Haltung als „Anmaßung“. Neu, aber unbewiesen ist hingegen die Behauptung, der verhängnisvolle Entschluß der KPÖ-Führung, den großen Oktoberstreik 1950 abzubrechen, sei auf

Geheiß der KPdSU gefaßt worden. Historisch wertvolle Informationen über die ungewisse Lage Österreichs im Spannungsfeld des Kalten Krieges steht die mit Rhetorik dürrtlig verkleidete Informationsarmut der übrigen Buch- und Zeitabschnitte gegenüber. Zu dem Slansky-Komplex z. B. wird nur der sogenannte Piller-Bericht wiedergegeben.

Mit einem Komplex von Fragen, am letzten Lebenstag niedergeschrieben, endet das Fragment: „War es falsch, Kommunist zu sein? War die Zielsetzung falsch?“ Die Sturzflut der Fragezeichen mündet in dem Bekenntnis, der Autor „ist nicht bereit, das ‚Prinzip Hoffnung‘ aufzugeben, auch wenn es für die Hoffnung immer schwieriger wird, der Kritik standzuhalten“.

Bruno Frei (Wien)

Szczesny, Gerhard: Die Disziplinierung der Demokratie oder Die vierte Stufe der Freiheit. Rowohlt Verlag, Hamburg 1974 (217 S., br., 26,— DM).

Szczesny, Gründer und bis 1969 Vorsitzender der Humanistischen Union, setzt sich nunmehr das Ziel einer „einzelmenschlichen Humanisierung“ (217) auf der Basis der bestehenden bürgerlichen Gesellschaft (173); Mittel hierzu ist ihm die Neuformulierung anthropologischer Wertvorstellungen. Das als erweiterte Fortsetzung seines Werkes „Das sogenannte Gute“ gedachte Buch ist geprägt von einem gefährlich naiven idealistischen Grundzug, der den Autor zum Teil offen reaktionäre Positionen einnehmen läßt.

Die „Neuzeit“, so der Verfasser, die mit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der Französischen Revolution in die entscheidende Phase getreten sei (33), habe trotz, ja wegen ihrer großen inneren Dynamik heute eine historische Sackgasse erreicht. Die Krise unserer Zeit äußere sich u. a. in dem Postulat der „Mitbestimmung aller über alles“ (38); damit „geht aus dem Demokratismus der Sozialismus hervor ... Die letzte Phase der Demokratie heißt nicht gleiches Recht, sondern gleiche Macht für alle“ (39). Diese Forderung lasse sich jedoch nicht realisieren: „Ein Modell, bei dem die Entscheidungen über alle Fragen von allen getroffen werden sollen, setzt ... voraus, daß die Intelligenz aller ausreicht, ... daß die Kenntnisse jedes Mitbestimmenden auf den fraglichen Gebieten zureichend sind; daß er bereit ist, ausreichendes Interesse für die zur Entscheidung stehende Sache aufzubringen; daß er auch fähig ist, seine Entscheidung zu verantworten ... Auch wenn man ganz bescheidene Vorstellungen vom zu fordernden Ausmaß solcher Qualifikationen hat, liegt es auf der Hand, daß sie in keinem Bereich auch nur bei einer größeren Minderheit gegeben sind.“ (40) Die kommunistische Gefahr einer „mehrheitsdemokratischen Diktatur einer orga-